

Depressionen auf vier Beinen / Erster Teil:

Wenn Hunde innerlich leiden

Von Ronny Zeller



Depressionen: Was beim Menschen eine klinische Erkrankung ist, sollte beim Hund ein Sammelsurium an Krankheitsmerkmalen – ein Syndrom – bleiben.

123rf.com

Hundedepressionen. Das Wort mag zunächst ein Lächeln auf unsere Lippen zaubern. Ist das ernst gemeint? Gibt es einen solchen Befund tatsächlich? Oder wird der Hund einmal mehr vermenschlicht, ohne dass sich das arme Tier dagegen wehren kann?

Dass Delfine in Chlorbecken depressiv werden können, klingt einleuchtend. Warum also nicht auch der Hund, der in gewisser Weise ebenfalls in „Gefangenschaft“ lebt? Man sollte nur die Lebensweise von Schoßhunden mit der eines Wolfes in freier Wildbahn vergleichen! Und doch bleiben Zweifel. Sind die Depressionen, unter denen immer mehr Menschen leiden, dieselben, die einen Hund quälen können? Wahrscheinlich nicht, welcher Hund hegt schon Suizidgedanken, zweifelt am Sinn des Lebens? Ist alles „nur“ Verhaltensstörung? Eine saubere Trennung, eine Klärung des Begriffes „Hundedepression“ ist gefragt.

Die menschliche Depression

Um vergleichen zu können, nähern wir uns zunächst den Depressionen bei Menschen: Fast jeder kennt eine morgendliche Niedergeschlagenheit, die im Laufe des Tages verschwindet. Diese leichten depressiven Verstimmungen bilden den einen Pol und schwerste seelische Lähmungszustände, in denen der Betroffene völlig handlungsunfähig wird, den anderen. Depressionen sind eine Erkrankung im klinischen Sinne. Depressive Patienten tragen nicht nur ein viel höheres Suizidrisiko als der Bevölkerungsdurchschnitt, sie leiden und sterben auch häufiger an verschiedenen körperlichen Erkrankungen wie Krebs, Herzinfarkt oder schweren Infektionen.

Inzwischen ist belegt, dass zwischen einer Depression und Veränderungen des Hormonstoffwechsels sowie im Immunsystem Zusammenhänge bestehen. Hormone sind chemische Botenstoffe, die im Körper alle wichtigen Funktionen und Bereiche wie Stoffwechsel, Schlaf, Wohlbefinden, Hunger, Durst, Antrieb, Psyche, Sexualität, Fortpflanzung und Wachstum koordinieren. Ist im Körper das Hormongleichgewicht gestört, kann dies zu Depressionen führen. Nicht geklärt ist jedoch bislang, ob die Depression diese Veränderungen hervorruft, von ihnen verursacht oder zumindest davon aufrecht erhalten wird.

Als Symptome für Depressionen gelten Apathie, Appetitlosigkeit, Autoaggression, chronisches Erschöpfungssyndrom, Grübelzwang, Kopfschmerz, chronische Darmverstopfung, psychogene Rückenschmerzen, Schlafstörungen und Suizidalität. Die begleitenden Gefühle lesen sich wie folgt: Hoffnungslosigkeit,

Schuldgefühl, Schwermut, Trauer, Unwertgefühl und Verstimmung. Außerdem gehen von der Depression Melancholien und affektive Störungen aus, die sich in Euphorie und Manie ausdrücken können.

Bei der Depression handelt es sich um ein psychophysisches Geschehen, das verschiedene Ursachen hat: körperliche, seelische und soziale. Biologisch kann man einen Zusammenhang zwischen der Depression und der Ausschüttung der Neurotransmitter Serotonin und Dopamin feststellen. Auch genetische Faktoren können das depressive Geschehen beeinflussen. Exogene Ursachen menschlicher Depression können sein: Arbeitslosigkeit, soziale Entbehrungen, seelische Krise, Trennung und Verlust.

Da es in diesem Beitrag anschließend um Depressionen bei Hunden gehen soll, muss der amerikanische Psychiater Martin E. P. Seligman mit seinen Beobachtungen an Tieren, die er schließlich auf den Menschen übertrug, unbedingt Erwähnung finden. Seligman gilt als Vater der Theorie der erlernten Hilflosigkeit. Diese besagt, dass Depressionen entstehen, wenn Menschen recht häufig in Situationen geraten sind, in denen sie nichts bewirken konnten. Genauer: Wenn ein Mensch den Eindruck gewinnt, dass er, egal was er tut, die Folgen seines Handelns nicht beeinflussen kann, gibt er es irgendwann auf, aktiv auf seine Umwelt einwirken zu wollen. Die Grundannahmen der Theorie der erlernten Hilflosigkeit sind aus der tierexperimentellen Forschung abgeleitet.

Ablauf der tierexperimentellen Forschung zur Theorie der erlernten Hilflosigkeit: In Tierexperimenten wurden Ratten in einen Käfig gesetzt, dessen eine Bodenplatte unter Strom gesetzt werden konnte. Sobald die Platte elektrifiziert wurde, flüchteten die Ratten in die sichere Käfighälfte. Nachdem sie diese Fluchtreaktion erfolgreich gelernt hatten, wurden die Ratten in einem Geschirr auf der Metallplatte festgeschnallt. Die Platte wurde wieder unter Strom gesetzt, so dass die Ratten wiederholt dem Elektroschock ausgesetzt waren, ohne flüchten zu können. Nach mehrmaliger Wiederholung wurde das Geschirr geöffnet. Nun zeigte sich, dass die frei beweglichen Ratten bei einem erneuten Stromschlag nicht mehr in die sichere Hälfte des Käfigs flüchteten, sondern hilflos auf der elektrifizierten Platte sitzen blieben. Aus den Reaktionen der Ratten leitete Seligman ab, dass die fehlende Kontrolle über die Elektroschocks dazu geführt habe, dass die Ratten, selbst als sie frei waren, nicht erkannten, dass sie den Schmerz vermeiden konnten. Sie verhielten sich hilflos – als wären sie immer noch im Geschirr eingespant.

Den Versuchstieren wurde also ein depressives Verhalten attestiert. Dies darf zur Annahme führen, dass die Depression kein rein den Menschen vorbehaltener Befund sein kann.

Depressionen beim Hund

Das depressive Verhalten in den Tierversuchen ist bei Seligman als eine Reaktion auf ein bestimmtes Geschehen beschrieben worden. Logische Folgerung: Ist seine Depression reaktiv, muss eine Konflikt- und Frustsituation bestehen, in der sich ein Hund befindet. Diese können auch unter normalen Haltungsbedingungen hervorgerufen werden, da sich ein Heimtier den Einflüssen seiner Umgebung kaum entziehen kann. Unter solchen Umständen kann man dann bei labileren Typen je nach Disposition einmal das eine, manchmal das andere Entlastungsphänomen beobachten – und möglicherweise eine Depression. Konflikt- oder Frustsituationen können bereits in geringfügigen Veränderungen der Umwelt gegeben sein, zum Beispiel durch Verstellen von Möbeln, die Anschaffung eines weiteren Haustieres oder Geburt eines Kindes, die Ankunft eines Besuches, der den gewohnten Tagesablauf stört, die Abreise oder der Tod eines Familienangehörigen oder mitwohnendes Tieres.

Manche Hunde schlittern auch von der Trauer in eine reaktive Depression: Plötzliches Abnehmen der Aktivität von Hunden kann auf dramatische Veränderungen in der sozialen Umgebung der Tiere beruhen. Hunde können mit tiefer Trauer reagieren, wenn ihr Besitzer, ein anderes nahes menschliches oder tierisches Rudelmitglied stirbt oder das Familienrudel verlässt. Trauer um diesen Verlust führt zu Rückzug, Futtermittelverweigerung und Desinteresse an der Umwelt. Auch unruhiges Umherlaufen und nächtliche Schlaflosigkeit passen in dieses Verhalten, das einer reaktiven Depression entspricht. Begleitet wird diese Depression von allgemeiner Abwehrschwäche, weshalb die Anfälligkeit für Erkrankungen, Infektionen und die Schwere der Symptome steigt. Es kommt dann zu Magen-Darm-Beschwerden wie Verstopfung oder Durchfall, Erbrechen und Bauchschmerzen ohne erkennbare Ursache. Merkmale des Allgemeinbefindens wie Körpertemperatur, Herz- und Atemfrequenz sind ebenfalls oft gestört. Das Fell wirkt stumpf und struppig, die Reaktionen auf die Umwelt sind verlangsamt und der Blick getrübt. Die Tiere machen insgesamt einen schwerkranken Eindruck. Die Symptome beruhen auf einer psychosomatischen Reaktion des Körpers auf den Trennungsschmerz.

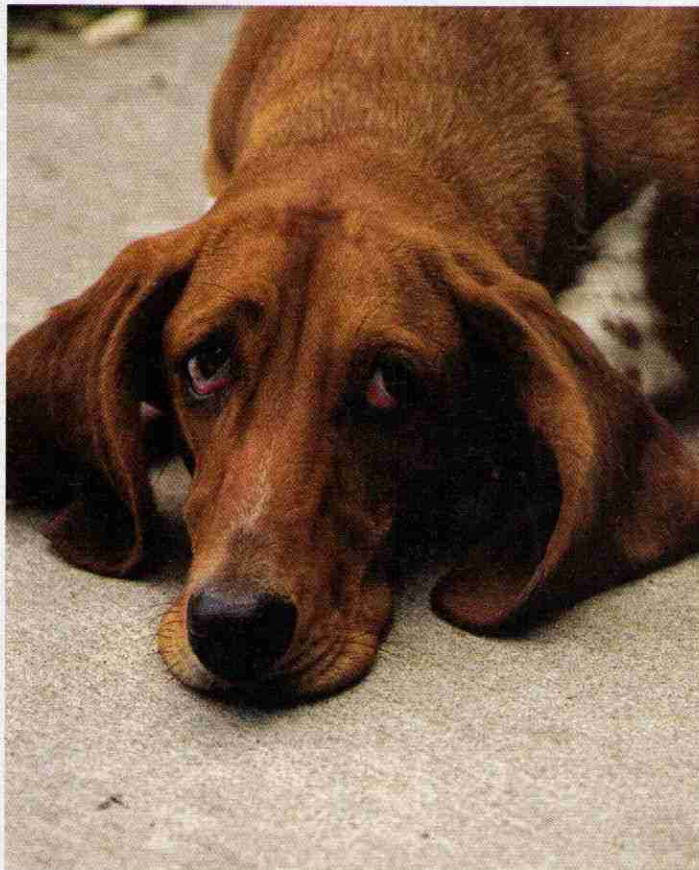
So unterschiedlich die Situationen auch sind – gemein ist ihnen, dass der Hund ihnen hilflos gegenüber zu stehen scheint. Damit rückt Martin Seligman mit seiner Hilflosigkeitstheorie wieder in den Mittelpunkt der Betrachtung. Seligman arbeitete bei seinen Tierversuchen auch mit Hunden. Sein Experiment teilte sich in zwei Phasen und wurde an verschiedenen Gruppen von Hunden durchgeführt.

In Phase I wurden schmerzhaft unvermeidliche Schocks erteilt, denen einige der Hunde entkommen konnten, indem sie lernten, einen Schalter zu drücken. Die anderen erhielten weiterhin Schocks, unabhängig davon, was sie unternahmen.

In Phase II wurden die Hunde in einer anderen Vorrichtung untergebracht, aus der sie leicht entkommen konnten, indem sie über eine niedrige Hürde sprangen. Ein Ton (konditionierter Reiz) meldete den Beginn des Schocks. Die Tiere, die in der vorherigen Situation gelernt hatten zu fliehen, lernten die neue Reaktion schnell. Die Hunde der anderen Gruppe schafften das nur selten. Stattdessen saßen sie einfach zusammengekauert da und ließen die Schocks passiv über sich ergehen. Wieder ein Beweis für depressives Verhalten auf Grundlage fataler Umweltbedingungen.

Um die Entstehungsbedingungen psychogener, umweltreaktiver Erkrankungen genauer erforschen zu können, stellten besonders russische und amerikanische Forscher Tierversuche auch mit Hunden an. Das Prinzip: Die Versuchstiere wurden unlösbaren Konflikten oder unerträglichen Frustrationen ausgesetzt. Dabei kam es zu zwei Ergebnissen. Erstens: Nach der Art und der Dauer der auftretenden Reaktionen kann man die Versuchstiere hinsichtlich ihrer individuellen Eigenart in verschiedene Typen einteilen. Zweitens: Wird die seelische Belastung lange und intensiv genug fortgesetzt, so verschwinden viele individuelle Unterschiede. Dies führt zu einem Verhaltenszusammenbruch (Nervenzusammenbruch). An diese akute (experimentelle) Neurose schließen sich meist weniger auffällige, jedoch manchmal lebenslange Verhaltensabnormalitäten an. Depression kann eine dieser Verhaltensabnormalitäten sein.

Der Physiologe Iwan Petrowitsch Pawlow beobachtete bei seinem berühmten Lernexperiment mit Hunden (Stichwörter Speichelreflex und Konditionierung), dass manche Tiere, offenbar wenn sie überfordert wurden, laut und widersetzlich, ruhelos,



123rf.com

An einen Nervenzusammenbruch beim Hund schließen sich meist weniger auffällige, jedoch manchmal lebenslange Verhaltensabnormalitäten an.

zerstörungswütig und aggressiv sowie unbeherrscht reagierten, während andere alsbald in allgemeine Hemmung, also Passivität, Depression, Schläfrigkeit, weitgehende Reaktionslosigkeit, allgemeine Überängstlichkeit und Schreckhaftigkeit verfielen, wobei ihre Lernleistungen sich nicht verbesserten, sondern fast völlig verschwanden. Auf die verschiedenen Reaktionstypen wird noch später einzugehen sein.

Stress und Depression: Zusammenhang und Abgrenzung

Stress kann krank machen – auch einen Hund. Zunächst: Stress ist eine unspezifische Anpassung eines Organismus an jede Anforderung. Stress wird unterschieden in Eustress und Distress. Eustress ist eine notwendige Aktivierung des Organismus, die das betreffende Lebewesen zur Nutzung seiner besten Energien führt und damit auch eine Fortentwicklung eigener Fähigkeiten ermöglicht. Das Resultat: optimale Reaktionsbereitschaft und körperliches Leistungsvermögen durch eine gesteigerte Energieversorgung des Körpers, also positiver Stress. Eustress steht mit Depression daher nicht im Zusammenhang.

Anders bei Distress, der ein Übermaß an Anforderungen an den Organismus meint. Langanhaltender und/oder starker Distress kann zu Erkrankungen des Immunsystems sowie zu Nieren-, Herz-, Kreislauf- und Magen-Darm-Erkrankungen führen. Oft ist dann beim Hund eine erhöhte Aggressionsbereitschaft zu bemerken. Wenn von Stress die Rede ist, ist übrigens meistens die als Distress beschriebene, eher schädliche Form gemeint.

Die Stressanfälligkeit unterscheidet sich von Hund zu Hund. Manche Forscher arbeiten mit dem Begriff Stress-Welle, der jene obere Grenze meint, bis zu der ein Hund in der Lage ist, die Stresseinwirkungen zu tolerieren. Viele Hunde kommen auch mit hohen Belastungen zurecht, ohne ihre Stress-Welle zu erreichen, während bei anderen Hunden schon ein geringeres Maß an Stress reichen würde, damit sie angespannt reagieren. Bei Stress scheinen vorausgegangene Erfahrungen und Lernprozesse ebenso wichtig wie individuelle verhaltensmäßige Dispositionen – also die genetischen Anlagen.

Auslösende Reizsituationen nennt man Stressoren. Diese ähneln auffällig den Ursachen von Depression. Die Schlussfolgerung: (Negativer) Stress ist wie die Depression ein psychophysisches Geschehen. Hält der Stress an, führt dies zu Schlafstörungen, zu einer erhöhten Schmerzempfindlichkeit, zu Störungen der rationalen Denkprozesse, zur Beeinträchtigung der klaren Denkfähigkeit und zur Unfähigkeit, Dinge als angenehm und positiv zu erleben.

Stress kann also tatsächlich die Vorstufe einer Depression darstellen.

Psychopharmaka beim Hund

Depression hin oder her: Ist der Hund verhaltensauffällig, denkt der Besitzer schnell an Tabletten. Der Einsatz von Psychopharmaka bei Hunden wird immer beliebter. Beliebter, weil der Besitzer nur zu gern glaubt, dass durch die Gabe eines Medikaments andere Maßnahmen unnötig werden.

Aber ein Medikament allein löst ein Verhaltensproblem nicht. Das Tier wird nur ruhig gestellt und zeigt bestenfalls keine Symptome mehr – statt dass die Ursachen beseitigt würden. Dabei ist das Wirkungsspektrum von Psychopharmaka begrenzt und mögliche unerwünschte Nebenwirkungen könnten Gefahren bergen. Deshalb sollten Psychopharmaka nur die letzte Wahl sein, wenn andere Verhaltenstherapieversuche bereits fehlgeschlagen sind.

Wenn jedoch Psychopharmaka, dann empfiehlt sich vor einer Behandlung ein komplettes Blutbild mit Hormonspiegel.

Hundedeption: Statt Definition lieber Diskussion

Beim Menschen wissen wir: Depressionen können von mehreren Krankheitsmerkmalen, von komplexen Symptomen gekennzeichnet sein. Deshalb spricht man auch von einem „depressiven Syndrom“. Beim depressiven Hund können vielleicht nicht genau so viele, aber wohl ebenso verschiedene Krankheitsmerkmale auftauchen. Das depressive Syndrom muss es deshalb auch bei Hunden geben.

Depressionen beim Hund sind weniger primär organpathologisch bedingt. Vielmehr stellen Depressionen beim Hund erworbene Verhaltensabnormitäten dar. Auch deshalb soll folgende Unterscheidung angeregt werden: Was beim Menschen bereits eine klinische Erkrankung ist, sollte beim Hund ein Sammelsurium an Krankheitsmerkmalen – ein „Syndrom“ – bleiben. Anders ausgedrückt: Depressionen beim Menschen sind eine (ernste) Krankheit, Hundedeptionen ein (ernstes) Syndrom. Warum? Erworbene Verhaltensabnormitäten sind keine Krankheit – jedenfalls keine solche Krankheit, die „natürlich“, schicksalhaft und unvermeidbar ist.

Bei den genannten Verhaltensabnormitäten beim Hund handelt es sich meistens um umweltreaktiv bedingte Abnormitäten – dazu zählen Fehlprägungen oder versäumte Prägungsvorgänge, traumatisierende Erlebnisse, aber auch konfliktauslösende oder triebfrustrierende Umweltgegebenheiten, die durch Auftreten von Entlastungsphänomenen gekennzeichnet sind. Viele unangepasste Verhaltensbereitschaften bleiben fixiert – oder sind zwingendes Resultat einer nicht optimalen Hundehaltung. Leicht zu ersehen ist: Umweltreaktiv bedingte Abnormitäten beim Hund sind fast immer von Menschen „gemacht“, also auch vom Menschen und nicht etwa vom Hund zu verantworten – dazu mehr im zweiten Teil „Depressive Hunde in der Hundephysiotherapie“.

Zum Autor:

Ronny Zeller
Praxis für Hundephysiotherapie
Nymphenburger Straße 47
80335 München

Tel. 0 89 / 12 03 81 98
E-Mail: praxis@Hundephysiotherapeut.de

Ronny Zeller
München



Hundephysiotherapeut.de